

Konrad Hilpert

## Die römische Familiensynode

### Der äußere Ablauf

Die römische Familiensynode, die Sie sich als Thema für diesen Vortrag gewünscht haben, ist eine komplexere Angelegenheit, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Denn es handelt sich dabei ja in Wirklichkeit um einen umfangreichen Diskussions- und Meinungsbildungsprozess, der sich über mehrere Jahre hingezogen hat, und nicht um eine einzelne, exakt datierbare Verlautbarung. Natürlich hat es im Verlauf dieses Prozesses auch datierbare Ereignisse, Initiativen, Debatten und auch schon Texte gegeben.

Zur Erinnerung: Begonnen hatte alles mit der Ankündigung von Papst Franziskus, die Familienpastoral zum Gegenstand einer Bischofssynode machen zu wollen. Das war im Sommer 2013. Das Projekt verstand sich von vornherein als Teil seines Programms für die Neubelebung der Verkündigung in der Welt von heute, das er in seinem Schreiben *Evangelii Gaudium* 2013 umrissen hatte und das durchaus als ein Programm zur Reform der Kirche verstanden werden kann. Die Synode sollte in zwei Generalversammlungen 2014 und 2015 stattfinden. Jede dieser Generalversammlungen wurde durch einen Fragebogen vorbereitet, der weltweit versandt, aber in den einzelnen Regionen der Welt ganz unterschiedlich weitergegeben und bearbeitet wurde. Jedenfalls war das im Vergleich zu frühe-

ren Synoden, für die natürlich auch schon Texte und Diskussionsgegenstände erarbeitet worden waren, ein neues Element, das auf Beteiligung der Hauptbetroffenen, auf ungehinderten Austausch und auf die Möglichkeit neuer Einsichten setzte. Dass auch bei den Synodenberatungen selbst eine Atmosphäre herrschen sollte, die ermöglichen sollte, sich ein ungeschminktes Bild von der Realität der Lebensformen, von den Diskrepanzen zwischen Lehre und Leben sowie von den Schwächen, Problemen und Anfragen an die geltende Praxis zu machen, hat Papst Franziskus immer wieder durch energische Ansprachen und lebhaftere Ermutigungen unterstützt.

### Debatten und Foren

Die ständige Thematisierung der Barmherzigkeit als der vordringlichen Aufgabe der kirchlichen Präsenz in der Welt, die drastische Warnung davor, dass das moralische Gebäude der Kirche zu einem Kartenhaus werden könnte (EG 39) wie auch die wiederholte Ermunterung zur Ehrlichkeit haben als Nebenwirkung auch bewirkt, dass sich die Diskussion der anstehenden Fragen nicht auf die dafür vorgesehenen amtlichen Kanäle beschränkte und sich nach den vorgegebenen Regeln der vatikanischen Verwaltung abspielte, sondern dass die Diskussion auch von einer weiteren, zum

Teil kirchennahen, zum Teil aber auch kirchenferneren Öffentlichkeit geführt bzw. beobachtet und kommentiert wurde.

Faktisch gab es so zwei Debattenforen, die sich gegenseitig anregten, die aber gleichzeitig so eigenständig verliefen, dass sie sich nicht zentral steuern ließen. Das blieb auch so, nachdem am 8. April dieses Jahres das Dokument *Amoris Laetitia* von Papst Franziskus erschienen ist.<sup>1</sup>

Sinn und Zweck eines solchen nachsynodalen Schreibens ist es, die Erträge der Synodenberatungen zu einem Ganzen zusammenzufügen, die wichtigsten Fragen und Anregungen auf den Punkt zu bringen und verbindliche Konsequenzen für die kirchliche Praxis zu formulieren. Das tut dieses Schreiben und lässt dabei einen recht selbstbewussten Autor erkennen. Zugleich versteht es sich aber auch nicht als Schlusspunkt der Debatten, sondern eher als eine Etappe auf dem synodalen Weg, der den weitergehenden Überlegungen, dem Dialog und der pastoralen Praxis Orientierung geben will „und zugleich den Familien in ihrem Einsatz und ihren Schwierigkeiten Ermutigung und Anregung“ bietet (4). *Amoris Laetitia* versteht sich also selbst als eine Einladung und als ein Auftrag, nicht als Ende der Debatten und als lehrhafte Fixierung von Entscheidungen und auch nicht als Verordnung neuer Verfahrensweisen.

Dass es „wenigstens“ zwei, vielleicht sogar mehr als zwei Foren (und das ist ja der lateinische Name für den zentralen Marktplatz einer Stadt) der Debatte gegeben hat bzw. gibt, die zwar zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen, aber dabei doch eine gewisse Eigenständigkeit behalten, zeigt sich am deutlichsten daran, dass die dominierenden Themen hier und dort jeweils andere waren. Schwerpunkt der offiziellen Beratungen waren die Kenntnisnahme der Erfahrungen, die mit Familie heute gemacht werden, die Vergewisserung über die theologische Dignität der Familie in der heiligen Schrift und in der kirchlichen Lehre, die Wiederentdeckung der Familie als Subjekt der Evangelisierung, die Besin-

nung auf die Rolle der Barmherzigkeit im Zeugnis der Kirche sowie die pastoralen Herausforderungen, die sich aus all dem über die Begleitung von Paaren durch Seelsorger, Gemeinden und im kirchlichen Leben insgesamt ergeben.<sup>2</sup> Im Rahmen der pastoralen Herausforderungen kommen dann u.a. zur Behandlung: die nichtehelichen Lebensgemeinschaften, die getrennt Lebenden, die wiederverheirateten Geschiedenen, die gleichgeschlechtlichen Verbindungen, die Weitergabe des Lebens und die Familienplanung, die Erziehung.

In den öffentlichen Diskussionen - jedenfalls innerhalb Europas - waren die Dringlichkeiten eher umgekehrt: Hier standen nämlich die konkreten Probleme im Vordergrund des Interesses und der Debatten, allen voran der Umgang mit den wiederverheirateten Geschiedenen, und hier wiederum vor allem die kirchenrechtlichen Regelungen, die den Ausschluss vom Empfang der Sakramente betreffen. Dazu kam als zweites Megathema die tradierte kirchliche Sexualmoral samt ihrer Fixiertheit auf die Ehe. Ein weiteres Thema, das nie ausgelassen wurde, war die als Diskriminierung empfundene Position der katholischen Kirche zur Homosexualität und die Ablehnung der in vielen Ländern (erinnert sei an das Irland-Votum im Sommer 2015) stark diskutierten „Homo-Ehe“. Im Vergleich zu diesen Sujets galt die intensive Beschäftigung mit den Dokumenten und Theorieelementen (z.B. „Natur“) der kirchlichen Lehre zu Ehe, Sexualität und Familie eher als unwichtig und verzichtbar, weil Zugang, Sprache und Positionen für „veraltet“ und „lebensfremd“ eingeschätzt wurden.<sup>3</sup>

## Erste Bilanzen

Dieses unterschiedliche Interesse bedingt, dass auch die Erwartungen an die Synode, ihre Debatten und ihre Signale ganz unterschiedliche waren. Und es erklärt auch, weshalb *Amoris Laetitia* in der größeren Öffentlichkeit nur kurzfristige Aufmerksamkeit erregen

konnte, die sich im Wesentlichen auf die Passagen beschränkte, in denen die erwähnten konkreten Themen behandelt werden. Kein Wunder, dass die Bilanz dann einigermaßen bescheiden ausfallen musste. Signifikante Überschriften in den Zeitungen waren denn auch: „Ermutigung zur Seelsorge“, „Liebe mit Lust und Leidenschaft“, „Loblied auf die Liebe in der Ehe“, „Keine Neuerung beim Blick auf Homosexuelle“, „Mehr Verständnis für die Menschen, die in Moralfragen von der reinen Lehre abweichen“, „Gegen «Schreibtischmoral» in Fragen von Ehe und Familie“, „Geerdete Visionen“, „Wie's Euch gefällt“.<sup>4</sup>

Dabei ist *Amoris Laetitia* ein sehr umfangreiches Dokument mit insgesamt 325 Artikeln. In der bei Herder erschienenen deutschen Ausgabe umfasst es rund 250 Druckseiten. Tendenziell trifft es zu, dass das Schreiben des Papstes in der Frage der wiederverheirateten Geschiedenen wie auch in den anderen konkreten Fragen „keine Änderung des Lehrgebäudes“ bringt<sup>5</sup>. Jedenfalls sind diese Änderungen nicht spektakulär und werden nur sichtbar, wenn man sich die Mühe macht, die entsprechenden Passagen von *Amoris Laetitia* mit dem, was in früheren Texten zu den betreffenden Fragen gesagt wurde, zu vergleichen.<sup>6</sup>

Manche nehmen das mit Zufriedenheit zur Kenntnis, für andere hingegen ist es gerade der Grund, enttäuscht zu sein.

### **Ehe und Liebesbeziehungen: keine Fertigprodukte, sondern ein gemeinsames Projekt der Reifung**

Aber diese negative Feststellung und die „Ermutigung zur Seelsorge an Paaren in allen nur denkbaren Situationen“ ist eben nicht alles, was unter dem Strich in diesem Dokument gefunden werden kann. Es lohnt sich vielmehr, genauer hinzuschauen und auf die Akzente zu achten, die in und mit diesem Schreiben gesetzt werden. Und die haben damit zu tun, dass aus Gründen der Pastoral die Lehre selbst einen anderen Stellenwert erhält. Es

findet zwar keine Korrektur innerhalb der einzelnen normativen Positionen in den konkreten Fragen statt, aber gleichsam eine Verschiebung des Koordinatensystems, in das diese Positionen eingetragen sind. Dadurch verändert sich aber auch deren Gewicht und Bedeutung.

Ins mathematische Bild eines Koordinatensystems übertragen soll der Nullpunkt die Wirklichkeit der Familie in ihrer heutigen Situation sein (vgl. 31) und eben nicht ein abstraktes normatives Ideal. Gleichsam die beiden Koordinatenachsen der Überlegungen von *Amoris Laetitia* bilden einerseits die Entwicklungsdynamik der Familie in ihrer ganzen Breite und andererseits die kirchliche Pastoral samt dem, was sie aus dem Geist und dem Anspruch des Evangeliums an Hilfe geben kann und muss, damit Familie im konkreten Fall auch gelingen kann.

Ausführlich und in breiter Aufnahme von Ergebnissen der Synodenberatungen von 2014 und 2015 wird besonders im zweiten Kapitel von *Amoris Laetitia* die Situation der Familie heute in ihrer Komplexität gewürdigt und in ihren Licht- und Schattenseiten und mit den anthropologisch-kulturellen Wandlungsprozessen samt ihren Herausforderungen und Gefahren (besonders eindrucksvoll: 39-49) beschrieben. Am Beispiel der Hochschätzung des Wertes Authentizität wird die Ambivalenz mancher jüngeren Entwicklungen illustriert (33). Zugleich wird massive Selbstkritik an der fast ausschließlichen Betonung der Aufgabe der Fortpflanzung, an der weitgehend fehlenden Begleitung der Neuverheirateten und an einer übertriebenen Idealisierung von Ehe und Familie in der bisherigen kirchlichen Verkündigung geübt (36).

„Lange Zeit glaubten wir, dass wir allein mit dem Beharren auf doktrinen, bioethischen und moralischen Fragen und ohne dazu anzuregen, sich der Gnade zu öffnen, die Familien bereits ausreichend unterstützten [...]. Wir haben Schwierigkeiten, die Ehe vorrangig als einen dynamischen Weg der Entwicklung und Verwirklichung darzustellen [...]“ (37). Mit dem

Hinweis auf die Entwicklungshaftigkeit der menschlichen Lebensgeschichte selbst und auf die Prozessualität der Liebesbeziehungen ist eine bestimmende anthropologische Realität vor Augen gebracht, die für alle Überlegungen von *Amoris Laetitia* eine entscheidende Bezugsgröße darstellt, vergleichbar mit einer unabhängigen Variablen in einer mathematischen Funktion. Im achten Kapitel, in dem es um die pastoralen Konsequenzen geht, wird sie als „Gradualität“ (von lateinisch *gradus* = der Schritt) umschrieben und dieser der Rang eines Gesetzes, „das den Weg [sc. für jeden einzelnen wie auch für eine angemessene, d.h. ermutigende und fördernde] Pastoral anzeigt“, zuerteilt (293-295). Menschen und Paare können demzufolge schon Schritte auf dem richtigen Weg machen, bevor sie die Vollgestalt des richtigen Handelns erreichen; sie befinden sich eben in einem Entwicklungsprozess. Bereits im vierten Kapitel über die Liebe in der Ehe spielt der Hinweis auf das Wachstum als Element der Liebe eine zentrale Rolle. Ausgehend von der Feststellung, dass als der entscheidende Kern der familiären Bindung (die eheliche eingeschlossen) die Liebe gilt (grundlegend dafür etwa 67, vgl. auch 217). Diese wird näher als affektive und schenkende Vereinigung bestimmt, die aber „die Zärtlichkeit der Freundschaft und die erotische Leidenschaft umfasst“ (120, vgl. auch 142, 143, 150-152). Solche Liebe entstehe und verwirkliche sich in einem „andauernden Weg des Wachstums“ (134). Dieses Wachstum habe keine Obergrenze (vgl. 134). Der Ansporn zum Wachsen bleibe essentiell für die Vitalität jeder Beziehung (135, vgl. auch 218 u. 261). Und im sechsten Kapitel heißt es dann in diesem Sinne, jetzt aber fokussiert auf die Ehe, dass diese „nicht als ein Fertigprodukt verstanden werden“ dürfe (218). Die Eheleute seien Protagonisten, „die ihre Geschichte selber in der Hand haben“, und „Schöpfer eines Projekts, das sie gemeinsam voranbringen müssten“ (218). Die Ehe müsse als Weg der Reifung angenommen werden, auf dem „Veränderung, Wachstum und die Entfaltung

der guten Eigenschaften, die jeder in sich trägt, [...] möglich [sind]“ (221).

### Hilfen seitens Kirche und Gemeinde

Was den Beitrag der Kirche zur Ermöglichung und Förderung des Wachstums der Liebe betrifft - also in der Analogie zur mathematischen Funktion die abhängige Variable ist -, so wird dieser programmatisch auf die von Liebe und Zärtlichkeit erfüllte Perspektive Jesu verpflichtet (59f.) und von der „bloßen Verteidigung einer kalten und leblosen Doktrin“ abgegrenzt (59). Konkret werden im Fortgang des Textes von *Amoris Laetitia* eine ganze Reihe von Diensten genannt, die sich aus dieser Verpflichtung auf den Blick Jesu zwingend ergeben. Als notwendig werden insbesondere ausdrücklich erwähnt:

- die Stärkung der Ehen, Hilfe bei der Überwindung von Gefährdung, Begleitung der Erziehungsfunktion, Motivierung zur Einheit der Partner (52);
- Dank an und Ermutigung für jene Paare, die Ehe und Treue durch ihr Leben bezeugen (86);
- die Vermittlung und Kultivierung *realistischer* Erwartungen an Liebesbeziehungen und gegenüber den Menschen, mit denen wir das Leben teilen (vgl. 92, 113), sowie die Aneignung der Logik der christlichen Liebe (98) und die Arbeit an der eigenen Liebenswürdigkeit (99) sowie der Erwerb der Fähigkeit zu vergeben (105-108, 131) als Vorbereitung des Miteinanderlebens (100);
- eine „Pastoral der Versöhnung und der Mediation, auch in Gestalt besonderer Beratungsstellen in den Diözesen“ (242, vgl. 211);
- die Ermutigung und fürsorgliche Begleitung der nicht-wiederverheirateten Geschiedenen, vor allem dann, wenn sie in Armut leben müssen (242);
- eine durch großen Respekt und durch Verzicht auf jede Art von Diskriminierung ge-

- kennzeichnete Begleitung der „Geschiedenen in neuer Verbindung“ (243);
- die Verbesserung des Zugangs zu Verfahren der Anerkennung der Nichtigkeit einer Ehe (244);
  - Anerkennung, Wertschätzung und Zusammenarbeit mit den Eltern als der genuinen Subjekte des Glaubens und der Katechese (vgl. 16, 67, 72, 75, 86, 88, 108, 200, 287, 292);
  - die Deutlichmachung des Erfahrungs- und Wertbezugs der Familienpastoral an Stelle einer einseitigen Einforderung von Normen (201, vgl. 205 u. 206);
  - die offene Kritik an „kulturellen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Konditionierungen“, die „ein authentisches Familienleben verhindern und Diskriminierungen, Armut, Ausgrenzung und Gewalt hervorrufen“ (201).

Um diese Ziele auch erfüllen zu können, müsse die Schulung im Umgang mit den diversen Problemen der Familien in die Ausbildung der künftigen Seelsorger integriert werden und müssten zugleich Fachleute für die Begleitung, Beratung sowie Vorbereitung ausgebildet werden (202-204). Die Gemeinden werden aufgefordert, die Vorbereitung und die nachgehende Begleitung der Verheirateten zu einem Schwerpunkt ihrer Sorge zu machen (207-216).

### **Wenig Korrekturen, aber eine gründliche Perspektiven-Verschiebung**

Eine solche Neujustierung des Koordinatensystems von Morallehre und Kirchenrecht der Familie durch die Vergewisserung über deren Prozessualität und die konsequente Ausrichtung des pastoralen Handelns an dieser bleibt nicht folgenlos für die kirchliche Verkündigung und Lehre selber. Auch wenn diese, wie von manchen behauptet, in *Amoris Laetitia* völlig unverändert geblieben sein sollte (was meines Erachtens aber nur mit Einschränkungen zutrifft) verändert sich unter den veränderten

Denk- und Reflexionsbedingungen - Prozessualität der menschlichen Liebesbeziehungen einerseits und Verpflichtung zu unbedingter pastoraler Sorge andererseits - die Bedeutung und der Stellenwert der kirchlichen Doktrin über Sexualität, Ehe und Familie. Diese Veränderung von Bedeutung und Stellenwert der Doktrin lässt sich in den Ausführungen von *Amoris Laetitia* vor allem in *fünf innovativen Impulsen* greifen.

Der *erste* davon betrifft die Rolle des individuellen Gewissens. Das Gewissen der Gläubigen wird nämlich aufgewertet gegenüber der Einhaltung der kirchlich vorgegebenen Normen. Ihren Sachgrund hat diese Aufwertung darin, dass nur der einzelne selber die konkreten Umstände, die Bedingtheiten und Einschränkungen kennen kann, angesichts derer er versucht, dem Anspruch des Evangeliums an ihn in seiner Lebensführung und in seinem Handeln zu entsprechen. Damit wird die kirchliche Interpretation des Willens Jesu nicht ignoriert oder für überflüssig erklärt, aber sehr wohl die Reichweite ihres Anspruchs begrenzt. *Amoris Laetitia* drückt es negativ so aus: „Wir [gemeint sind die Christen in ihrer Gesamtheit, der Papst inklusive] sind berufen, die Gewissen zu bilden, nicht aber dazu, den Anspruch zu erheben, sie zu ersetzen.“ (37). Positiv formuliert heißt es gegen Ende des Dokuments: „Aufgrund der Erkenntnis, welches Gewicht die konkreten Bedingungen haben, können wir ergänzend sagen, dass das Gewissen der Menschen besser in den Umgang der Kirche mit manchen Situationen einbezogen werden muss, die objektiv unsere Auffassung der Ehe nicht verwirklichen.“ (303). Das klingt doch erheblich anders als die Feststellung von Papst Johannes Paul II. in der Enzyklika *Veritatis splendor* von 1993: „Das Gewissen ist keine autonome und ausschließliche Instanz, um zu entscheiden, was gut und böse ist; ihm ist vielmehr ein Prinzip des Gehorsams gegenüber der objektiven Norm tief eingeprägt (...)" (VS 60) und: „Die Autorität der Kirche, die sich zu moralischen Fragen äußert, tut (...) der Gewissens-

freiheit der Christen keinerlei Abbruch; nicht nur, weil die Freiheit des Gewissens niemals Freiheit „von“ der Wahrheit ist, sondern auch weil das Lehramt an das christliche Gewissen nicht ihm fremde Wahrheiten heranträgt, wohl aber ihm die Wahrheiten aufzeigt, die es bereits besitzen sollte (...) Die Kirche stellt sich immer nur in den Dienst des Gewissens, indem sie ihm hilft, nicht hin- und hergetrieben zu werden von jedem Windstoß der Lehrmeinungen, dem Betrug der Menschen ausgeliefert, und nicht von der Wahrheit über das Gute des Menschen abzukommen(...)“ (VS 64).

Ein *zweiter Impuls* besteht in der nachdrücklichen Aufforderung, dass, wo immer Menschen bzw. Christen in ihrer Lebens- und Beziehungsform nicht den kirchlich empfohlenen Normen entsprechen, „angemessen unterschieden“ werden müsse (bes. 296-306). Diese Aufforderung zur Unterscheidung gilt sowohl für die moralische Beurteilung (304-306) als auch für die pastorale Antwort hierauf (307-310). Die allgemeinen Normen gelten nach wie vor als ein Gut, das man „niemals außer Acht lassen oder vernachlässigen darf“, doch „können sie unmöglich alle Sondersituationen umfassen“ (304). Auch dort, wo Menschen ohne Ehe einfach so zusammenleben, würden nicht immer die Werte der Ehe und Familie zurückgewiesen; sondern es ließen sich auch da häufig jene Zeichen der Liebe finden, „die in irgendeiner Weise die Liebe Gottes widerspiegelt“ (294, vgl. auch 305). Es komme darauf an, dass die erwähnten Situationen „in konstruktiver Weise“ angegangen würden (294). Die Seelsorge der Amtsträger und Gemeinden müsse das in ihr Handeln einbeziehen und dürfe sich nicht mit der Feststellung einer irregulären Situation zufriedengeben (vgl. 305). Ausdrücklich wird der Fall „einer zweiten, im Lauf der Zeit gefestigten Verbindung mit neuen Kindern mit erwiesener Treue, großzügiger Hingabe, christlichen Engagement, mit dem Bewusstsein der Irregularität der eigenen Situation und großer Schwierigkeit, diese zurückzudrehen, ohne im Gewissen zu spüren, dass man in neue Schuld fällt“,

erwähnt (298). Ferner gebe es auch den Fall derer, „die große Anstrengungen unternommen haben, um die erste Ehe zu retten, und darunter gelitten haben, zu Unrecht verlassen worden zu sein“ (298) wie auch den Fall derer, „die eine neue Verbindung eingegangen [sind] im Hinblick auf die Erziehung der Kinder und [...] manchmal die subjektive Gewissenüberzeugung [haben], dass die frühere, unheilbar zerstörte Ehe niemals gültig war“ (298). Fälle wie diese seien etwas anderes als „eine neue Verbindung, die kurz nach einer Scheidung eingegangen wird“ (298). Dass letzteres nicht dem Ideal entspreche, welches das Evangelium vor Augen stelle, müsse klar sein und bleiben. Das ist mit „angemessen unterscheiden“ gemeint!

Eng mit der Aufforderung zum „angemessen unterscheiden“ zusammen hängt ein *dritter Impuls*, und der betrifft den Sündenbegriff. Es bleibt dabei, dass es auch im Beziehungshandeln gutes und böses bzw. schlechtes Handeln gibt. Ehebruch bleibt Ehebruch (291, vgl. 293), die allmähliche Reduzierung der Aufmerksamkeit für die Partnerin oder die Kinder bleibt eine Verweigerung geschuldeter Anerkennung (vgl. 128), und sexuelle Gewalt bleibt in all ihren Ausprägungen indiskutabel eine Form unmenschlicher Behandlung (153-156, 282). Aber der binäre Gegensatz von Gut und Böse lässt sich im konkreten Leben nicht einfach, jedenfalls nicht von außen und formal, auf jede Handlung und auf jede Lebensform anwenden. Insbesondere ist es „nicht mehr möglich zu behaupten, dass alle, die in irgendeiner sogenannten irregulären Situation leben, sich in einem Zustand der Todsünde befinden und die heiligmachende Gnade verloren“ hätten (301). Warum nicht? Weil derjenige, der urteilt, ja nicht wirklich weiß, ob der, den er so beurteilt, nicht große Schwierigkeiten hat „im Verstehen der Werte, um die es in der sittlichen Norm geht“ oder ob er sich in einer Lage befindet, „die ihm nicht erlaubt, anders zu handeln und andere Entscheidungen zu treffen, ohne eine neue Schuld auf sich zu laden“ (301). Das ist deutlich in Richtung der

wiederverheirateten Geschiedenen gesprochen. Denn hier wird der bisher für den Ausschluss Wiederverheirateter von der Eucharistie als Rechtfertigung dienenden Annahme eines Verharrens in schwerer Sünde direkt widersprochen. Dabei geht es nicht darum, das Zerbrechen einer Ehe von der Schuld eines oder beider Akteure reinzuwaschen. Aber was dabei Schuld ausmacht, ist ein ganzer Prozess, in dem Missverständnisse und Verletzungen, Untreue und Aufkündigung der Lebensgemeinschaft, Bruch des Versprechens und innere Verstoßung, Verfehlungen und Unterlassungen geschehen sind. Diese Schuld lässt sich nicht festmachen am Eingehen der neuen Lebensgemeinschaft, an der zivilen Wiederheirat und an der sexuellen Gemeinschaft mit dem neuen Partner. Das ist meistens nur die Folge von Verfehlungen, die zeitlich früher liegen.

Weil es aber Faktoren und Lebenslagen gibt, die die Entscheidungsfähigkeit begrenzen, korrigiert *Amoris Laetitia* auch den bisherigen kirchlichen Sprachgebrauch dahingehend, dass die herkömmliche Qualifizierung von Beziehungskonstellationen, die nicht mit den Normen des Kirchenrechts übereinstimmen, als „irreguläre Situation“ aufgegeben wird und stattdessen konsequent von „sogenannten irregulären Situationen“ gesprochen wird. Damit sind sie aber nicht einfach - wie heute vielfach üblich - zu gleichwertigen Alternativen erklärt. Aber es ist doch zwischen Gut und Böse ein Raum eröffnet für graduelle Abstufungen, die etwas mit „noch nicht“ bzw. „nicht mehr“, mit auf dem Weg sein, mit Unvollkommenheit, und Suchen zu tun haben können oder aber mit Schwäche oder Scheitern.

Ein *vierter Impuls* ist, was mit der „Logik der Barmherzigkeit“ im Gegensatz zur „Logik des Gesetzes“ umschrieben und eingefordert wird (vgl. 296f.). Denn es geht bei der Barmherzigkeit um nicht weniger als um die Bezeugung der Botschaft von Gott und um die Nachfolge in einem substantiellen Grundzug jesuanischer Praxis. Eine Konsequenz, die sich hie-

raus zwingend ergibt, lautet: „Niemand darf auf ewig verurteilt werden...“ (297). Das gilt auch für die Geschiedenen in einer neuen Verbindung, aber nicht nur für sie, sondern für „alle, in welcher Situation auch immer sie sich befinden“ (297). Es muss deshalb auch von kirchlicher Seite immer eine Möglichkeit der Umkehr und der Teilnahme am Leben der Gemeinde geben und ermöglicht werden (297). Wie sie konkret ausgestaltet wird, wird in *Amoris Laetitia* nicht weiter gesagt und bleibt somit den Ortskirchen überlassen (vgl. 3).

Schließlich und *fünftens* wird in *Amoris Laetitia* auch eine andere Art der moralischen Verkündigung von Kirche praktiziert, als sie bisher in kirchlichen Dokumenten üblich war. Der Gestus des Belehrens und des autoritativen Gebietens tritt in den Hintergrund und macht einer Sprache des Einladens und des Ermutigens Platz, die sich sowohl der nüchternen Darlegung von Entwicklungen und des Argumentierens bedient, wie auch des Meditierens entlang von biblischen Texten und des weisheitlichen Ratgebens. Statt normativer Verbote geht es durchweg und immer wieder um eine Anleitung zu Haltungen und Tugenden, von denen sich Menschen angezogen fühlen mögen und die sie in möglichst vielen Konstellationen und Beziehungen ihres Lebens zu verwirklichen motiviert werden sollen. Wichtige Orte und Instrumente zur Gewinnung moralischer Einsicht sind die Befragung der Gläubigen und die synodale Beratung selbst. Mit beidem wird nicht nur realisiert, dass Kirche mehr ist als der Papst, sondern auch auf den gesellschaftlichen und politischen Kontext Rücksicht genommen, in dem die Gläubigen leben und in dem es ja eine Vielzahl von moralischen Orientierungen gibt, aus denen jeder einzelne wählen muss - und das immer öfter auf der Grundlage von Einsicht, eigener Erfahrung und Gewissensurteil und immer weniger nur auf der Grundlage von Tradition, institutioneller Zugehörigkeit und autoritativ vorgelegten und eingeforderten konkreten Verhaltensnormen.

## Ein Anstoß zur Transformation

Das nachsynodale Schreiben *Amoris Laetitia* ist bekanntlich keineswegs das einzige kirchenamtliche Dokument zu dem Themenkreis, den man traditionell „Sexualethik“ genannt hat, sondern nur das neueste in einer stattlichen Reihe. Mit und seit *Humanae Vitae* 1968 war gerade dieser Themenkreis kirchlicher Verkündigung in eine schwere Krise geraten. Der Kern dieser Krise war die wachsende Kluft zwischen den offiziell verkündeten und mit großem Nachdruck eingeforderten Verhaltensnormen und dem, was sehr Viele - ja die Mehrheit der Katholiken - aus Überzeugung und mit gutem Gewissen selber praktizieren. Darüber wissen wir aus vielen empirischen Untersuchungen ziemlich gut Bescheid, und die Auswertung der Fragebogenaktion durch die Deutsche Bischofskonferenz hat es in jüngster Zeit noch einmal bestätigt. Wenn wir auf diese, fast 50 Jahre andauernde Entwicklung mit all ihren Konflikten, mit ihren schmerzvollen Maßregelungen, auch ihren Peinlichkeiten und dem jahrelangen Verstummen und Resignieren vieler verantwortlicher Seelsorger und Theologen zurückblicken, ist der synodale Weg, den Papst Franziskus mit dem ihm eigenen Charisma angestoßen und ermöglicht hat, zweifellos eine Entwicklung der Öffnung und der Befreiung. Das Schreiben *Amoris Laetitia* verrät bei aller persönlichen Eigenart im Stil und dem etwas zu groß gewordenen Umfang durchgehend ein ehrliches Bemühen um gangbare Wege, ein Vertrauen, dass die Suche auch zum Erfolg führt, ein Zurücknehmen humanwissenschaftlicher Basics und einer starken Orientierung sowohl am Evangelium als auch an den Menschen und ihren Möglichkeiten. Es ist bemerkenswert, dass er Tradition und kirchliche Lehre nicht nur um ihrer selbst willen festhalten und verteidigt sehen möchte, sondern beide dem pastoralen Anliegen zu- und unterordnen möchte (49, 59, 312). Der Papst spricht ganz unbefangen aus, dass eine Moraldoktrin ihren eigentlichen Sinn verfehlt, wenn sie „kalt und

leblos“ wird. Dazu kommt der Respekt vor den lokalen und regionalen Bedürfnissen, Herausforderungen und Lösungen, welche letztere aber noch gefunden werden müssen. Wie der synodale Weg nun in den Ortskirchen weitergehen wird, auch im Geltungsbereich der Deutschen Bischofskonferenz, darauf darf man gespannt sein.

## Grenzen und Schwierigkeiten

Natürlich kann solch ein Schreiben nicht einfach die Lösung aller Probleme sein, die sich innerhalb von Jahrzehnten angehäuft haben, beeinflusst und belastet von Entwicklungen, die die Kirchen- und Theologiegeschichte auf weite Strecken durchziehen. Dass diese Probleme der Kirche viel Ansehen und Autorität gekostet haben, ist spätestens seit den Missbrauchsfällen (bei uns 2010) so massiv offenkundig geworden, dass man nicht einfach in der alten Weise weitermachen kann.

Ein Problem jedoch, das in *Amoris Laetitia* auch sichtbar wird und das den Streit zwischen den innerkirchlichen Parteien um die richtige Interpretation weiterhin nähren dürfte, ist das starke Interesse am Gleichbleiben der doktrinen Positionen. Man darf vermuten, dass dieses Interesse letztlich verhindert hat, dass bei den konkreten Streitfragen in *Amoris Laetitia* mehr und deutlichere Schritte gewagt wurden. Im Text des Dokuments findet sich viel Schönes, Gut-Beobachtetes und auch lebenskluges, aber was beispielsweise zur Zulassung von wiederverheiratet Geschiedenen zur Eucharistie in wenigen Fußnoten angedeutet wird, ist einfach zu wenig, um Menschen zu begeistern. Negativ ausgedrückt mangelt es der katholischen Kirche in ihrem Selbstverständnis an einem geregelterem Verfahren, mit dem lehramtliche Positionen, die früher einmal fixiert wurden, einvernehmlich und zugleich verbindlich für alle korrigiert werden können. Hier haben sicher viele Enttäuschungen in der öffentlichen Reaktion über diesen großen Text ihren Grund. Letztlich wäre aber auch die Generierung eines solchen

Verfahrens eine Angelegenheit der Bereitschaft der ganzen Kirche, umzukehren und sich jeweils in der Gegenwart neu auszurichten auf das Evangelium, ohne dieses und seine Interpretationen durch die Geschichte hindurch aus dem Auge zu verlieren.

In einer Welt und Gesellschaft, die sich so rasch verändert, dass die ältere Generation nicht mehr die ist, die über alles Bescheid weiß, sondern sich in vielen Bereichen von den Jungen und ganz Jungen erklären lassen muss, was Sache ist, sind verbliebene Stabilitäten und Durchgehaltenes etwas Wertvolles. Aber es taugt nur dann als Ressource, die dem Leben und seiner Bewältigung dient, wenn es sich verbindet mit der Bereitschaft, dazuzulernen. Das gilt auch für die Kirche (s. dazu 4 u. 136).

#### Zum Autor:

Prof. Dr. Konrad Hilpert war bis 2013 Lehrstuhlinhaber für Moralthologie an der Ludwigs-Maximilian-Universität München. Derzeit hat er eine Gastprofessur an der Universität Luzern/Schweiz inne.

---

<sup>1</sup> Im folgenden Text beziehen sich die in Klammern gesetzten Nummern sämtlich auf entsprechende Artikel dieses Nachsynodalen Schreibens über die Liebe in der Familie „Amoris Laetitia - Freude der Liebe“ von Papst Franziskus. Zitate folgen dem Wortlaut der deutschen Übersetzung, die im Verlag Herder Freiburg i.B. 2016 erschienen ist.

<sup>2</sup> S. dazu besonders die *Relatio Synodi* der Dritten Außerordentlichen Vollversammlung der Bischofssynode vom 18.10.2014 (deutsch in: Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung. Texte zur Bischofssynode 2014 (Arbeitshilfen 273), 141-175) und die *Relatio Synodi* der 14. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode vom 24.10.2015 (deutsche Arbeitsübersetzung in: Die Berufung und Sendung der Familie in Kirche und Welt von heute. Texte zur Bischofssynode 2015 (Arbeitshilfen 276), 136-231.

<sup>3</sup> S. dazu etwa die von der deutschen Bischofskonferenz erstellte Zusammenfassung der Antworten aus den deutschen (Erz-)Diözesen auf die Fragen im Vorbereitungsdocument für die Dritte außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode 2014 vom 03.02.2014, in: Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung. Texte zur Bischofssynode 2014, a.a.O. 7-41, sowie die Auswertung der für Jugendliche und junge Erwachsene angepassten Version des Vorbereitungsdocuments durch den BdkJ, online unter: <http://www.bdkj.de/themen/vatikan-umfrage/> (aufgerufen am: 22.07.2016).

<sup>4</sup> Es handelt sich um einige von mir ohne System gesammelte Überschriften aus der Tagespresse.

<sup>5</sup> So Andreas Wollbold in seinem Kommentar: Ermutigung zur Seelsorge, in: Herder Korrespondenz 6/2016, 13f.

<sup>6</sup> Einige Versuche dazu enthält mein Beitrag „Beziehungsethik als Erfordernis der Stunde. Zum Verhältnis von moraltheologischer Reflexion, kirchlicher Doktrin und pastoraler Praxis in Amoris laetitia“ in: Stephan Goertz/Caroline Witting (Hg.), Amoris laetitia - Wendepunkt für die Moralthologie?, Freiburg i.B. 2016, 251-278

<sup>7</sup> dass., bes. 256-265